Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 1 (1917)
Heft: 5-6

Rubrik: Aus der Presse

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

so erbärmlich abgedroschenen Burgfrieden und andern Weltkrieg-Münzen. Auch gänzlich falsch wird das Wort durchhalten bereits gebraucht. Ein in Feindesland festgenommener Deutscher erzählt seine Drangsale und fügt bei: „Da wir Menschen sind, haben wir es durchgehalten." (Wöhringer, Meine Erlebnisse während des Krieges.) Hier muß es doch wohl aushalten heißen.

Sehr beliebt ist zurzeit herausholen für: aus einer Sache etwas zu machen wissen. „Hindenburg wird sicherlich aus seinen Truppen herausholen, was noch herauszuholen ist" (aus einer Zeitung Zürichs). Derartige Sätze liest man jetzt nicht selten. Weshalb aber sich so gesucht ausdrücken um etwas so einfaches zu sagen? Das Bild, das sich einstellt, wenn man das Wort herausholen liest, ist das einer Kiste, eines Kastens, eines Schachtes, vielleicht auch eines Lastschiffes mit seiner Ladeöffnung, kurz eines tiefen Raumes, aus dem Vorräte herausgenommen werden. Ist das Bild aber anwendbar auf Truppen, denen der Feldherr große Leistungen zumutet? Können diese Leistungen als etwas bezeichnet werden, was der Feldherr herausholt? Sicherlich nicht; aber das Wort ist eben jetzt beliebt und stellt sich gern ein, ob es passe oder nicht. Das lehrt in anderer Weise auch das folgende Beispiel. Aus einer Hamburgischen Zeitschrift: „Als erster Gesichtspunkt muß der der Sparsamkeit herausgeholt werden." Der Verfasser wollte vermutlich sagen: herausgegriffen werden. Die Verwechslung wäre dem Schreiber sicher nicht unterlaufen, wenn das Herausholen nicht jetzt stark Mode wäre.

Eines der beliebtesten Modewörter aber ist jetzt versagen. Hier einige Beispiele; fast jedes Zeitungsblatt liefert neue.

Seine Augen versagten (wurden schwach). Der Kaiser hat versagt (hat mich enttäuscht). Der Atem versagte mir (ging mir aus). Sein Begleiter versagte (konnte nicht mehr weiter). Da versagt auch die Wissenschaft (das bringt auch die Wissenschaft nicht fertig). Da versagt die Medizin (kann keine ärztliche Kunst helfen). In Fällen, wo die bisherige Liturgie versagte (nicht ausreichte, Lücken aufwies, im Stiche ließ). Die Staatsanwaltschaft hat in ihrer Pflicht versagt (ihre Pflicht versäumt) auch das, was zugunsten des Angeklagten spricht, zur Sprache zu bringen. Allmählich verbreitete sich in Rußland die Einsicht, daß das Monopol in der ihm gegebenen Form vollständig versagt hatte (enttäuscht hatte, unbrauchbar war, den gehegten Erwartungen nicht entsprochen hatte).

Das Wort war schon vor dem Krieg vorhanden und gebräuchlich, nahm aber seither in auffallendem Maße überhand. Im Sommer 1914 versagte alles: das Christentum versagte, die Kultur und die Zivilisation versagten, die Diplomatie versagte, die Internationale, der Pazifismus, die Demokratie versagte, die deutsche Sozialdemokratie versagte, wie ein Zürcher Professor meinte, weil sie keine Revolution machte, der bekannte französische bonsens versagte. Bald darauf hat die sich langsam gegen Berlin bewegende Dampfwalze der gewaltigen russischen Armeen vollständig versagt. Dafür versagte aber auch der Damm, den die tapfern Heere Oesterreichs und Ungarns der russischen Sturmflut entgegenstellen sollten. Ein Glück, daß das Chaos des Nationalitätenhaders in der Habsburger Monarchie, auf das man in Rußland gerechnet hatte, ebenfalls versagte. Ein General wurde abgesetzt, man wußte nicht weshalb; es war jedenfalls auffallend, daß ein bisher so hervorragender Offizier mit einem Male gänzlich versagt haben sollte. Aber auch an andern Orten versagte vieles: der englische Aushungerungsplan, der englische Landungsplan, das Dardanellenunternehmen, die beabsichtigte Wiederaufrichtung des Balkanbundes, die französische schwere Artillerie, die Aufwiegelung des Elsasses. Was Wunder, wenn da auch die Gegner Deutschlands auf allerhand Versagendes hinwiesen und behaupteten, die Zeppeline hätten versagt, die Armee Klucks habe versagt, der Dreibund habe versagt. Das mit dem Dreibund mußte man zugeben, aber Unrecht war es, zu behaupten, Fürst Bülow und weiter sogar der Reichskanzler und die ganze Diplomatie hätten versagt, denn bei der Türkei und Bulgarien versagten im Gegenteil die Sirenengesänge des westmächtlichen Liberalismus, und zwar, wie gewöhnlich, vollständig. Schlimm war für Serbien, daß sein Sanitätsdienst nach einigen Kriegsmonaten versagte, während es umgekehrt für manchen unschuldigen Deutschen verhängnisvoll wurde, daß in den französischen Internierungslagern die Aborteinrichtungen versagten. Man kann offenbar das Wort versagen beinahe für den Ausdruck jedes Gedankens brauchen; es versagt selten.

Eine derartige Mode führt aber zur Verödung und Verarmung des Ausdrucks. In jedem der gegebenen Beispiele ist ein passendes Eigenwort durch ein blasses Abklatschwort verdrängt.

Dagegen kann man nicht sagen, daß das Modewort überall falsch oder auch nur unpassend angewendet wäre. Die Dampfwalze, die versagt, das läßt sich recht gut schreiben. Aber das ist vielleicht das Unerfreulichste daran, wenn so ein Wort plötzlich Mode wird, daß es seinen Wert verliert, verblaßt. Wer mag noch von Versagen sprechen, wenn er einmal den gedankenlosen Mißbrauch erkannt hat, der mit dem Wort getrieben wird? So werden Wörter zu Tode gebraucht. So ist es mit einsetzen, auslösen und ausschalten gegangen, die als anschauliche Wörter recht gute Dienste leisten könnten, aber in einigen Jahren von den Zeitungsschreibern und andern Leuten zu Tode gebraucht worden sind.

Auch in der Mundart gibt es zuweilen Moden (z. B. sowieso für gewiß, natürlich, jawohl). Aber im ganzen widersteht die Mundart der Sprachmode. Darum steht uns Schweizern diese noch schlechter an als andern Leuten. Bl.

Aus der Presse.

Nun hat auch die welsche Presse Kenntnis genommen von unserer letztjährigen Rundschau, wenigstens die jurassische (Le Démocrate vom 26. April, Le petit Jurassien vom 4. Mai). Als incurables, als Werkzeug des pangermanisme unter der Leitung des inévitable pasteur Blocher werden wir im Vorbeigehen „begrüßt"; neben einigen Entstellungen und Verdrehungen fällt angenehm auf, daß diese Blätter fast nur Bericht ablegen und sogar die für sie merkwürdigsten Stellen einfach übersetzen. Sie denken offenbar, das genüge ihren Lesern — nun ja, uns genügten sie ja auch, enthalten sie doch hauptsächlich auf deutsch und etwas deutlicher das, was auf Welsch und etwas höflicher Professor Seippel als „Schweizerische Wahrheiten" in Genf ausgesprochen hat.

Die Gasetta Romontscha von Disentis (26. April) setzt sich deutlich auseinander mit dem Mailänder Professor Salvioni, der auf wissenschaftlichem Wege die romanischen Bündner wieder einmal überzeugen will, daß sie sich wenigstens im geistigen Leben an Italien anlehnen sollten; es spricht ein starkes politisches Mißtrauen gegen die lateinischen Brüder aus diesen Zeilen.

In der letztjährigen Mai-Nummer der schweizerischen Wandervogel-Zeitschrift steht ein hübscher Aufsatz von Wydler über Mundart und Schriftsprache. Er empfiehlt z. B. für die Rede des Bundesobmanns an der Wandervogel-Landsgemeinde die Schriftsprache, für die freie Aussprache über innere Angelegenheiten die Mundart, was wohl das richtige Verhältnis herstellen dürfte. Es ist erfreulich, wenn auch eigentlich gar nicht überraschend, daß wir unter den Freunden einer Gesundung des Jugendlebens Genossen finden für den Kampf um eine Gesundung des Sprachlebens.

Bücherschau.

Die Laute der Toggenburger Mundarten. Von Dr. Wilhelm Wiget. Geh. 6. 50.

Die Mundart von Jaun im Kanton Freiburg. Von Dr. Karl Stucki. Geh. 11.—. Beide bei Huber, Frauenfeld.

Das sind zwei Bücher, die zwar höchstens der Fachmann lesen wird, von deren Bestehen zu hören aber auch weitern Kreisen nützlich und erfreulich ist; denn sie sind die beiden letzterschienenen „Beiträge zur Schweizerdeutschen Grammatik", gehören also zu jenem groß angelegten Unternehmen, das die Wörtersammlung des Idiotikons ergänzen und die Erstellung einer Grammatik des Schweizerdeutschen vorbereiten soll und von Herrn Prof. Bachmann, dem Leiter des Idiotikons (unserm Mitgliede), herausgegeben wird. Schon beim rein Sprachlichen ist auch für den Nichtfachmann wertvoll zu wissen, daß auch die musikalische Betonung genau untersucht und verglichen wird; denn diese bildet ein Hauptkennzeichen einer Mundart, und mit unsern Mundarten necken wir uns doch gerne gegenseitig. Jeden Freund der Geschichte des Vaterlandes aber fesselt es dann, wie aus den Sprachverhältnissen einer Landschaft, besonders aus den Orts- und Flurnamen, am Ende Schlüsse gezogen werden auf die Geschichte ihrer Besiedelung. So ergibt sich aus Wigets Untersuchung, daß das obere Toggenburg wohl schon rätoromanische, das untere vielleicht schon römische Einwohner hatte, als das mittlere noch von Urwald bedeckt war, und daß dann verhältnismäßig spät und langsam die Alemannen von unten herauf gedrungen sind; darum findet man im obern Teil keine der im untern so häufigen Namen auf -wil und nur im Alttoggenburg solche auf -ingen und -ikon (Grämingen, Wulfikon). Daß Wildhaus früher zum Rheintal gehörte, macht sich heute noch dadurch bemerkbar, daß man dort sagt: sie machend, statt wie im ganzen übrigen Toggenburg: sie mached. Stucki beweist, daß das Jauntal ursprünglich von Romanen bevölkert war, im spätern Mittelalter aber vom Simmental aus deutsch besiedelt wurde.

Briefkasten.

Dr. B., Z. Sie wünschen statt des in Spalte 36 der 2. Nummer der Zeitschrift des Allg. D. Sprachvereins vorgeschlagenen Wortes Vordruck für Formular unser Wort Schein. Aber ein Schein d. h. eine Urkunde, aus der etwas „erscheint", d. h. ersichtlich wird, ist der Vordruck eben doch erst, wenn er ausgefüllt ist. Kurs ist uns sehr geläufig und wird kaum noch als fremd empfunden, doch könnten wir uns an den Lehrgang wohl ebenso gut gewöhnen. Ihr Vorschlag Samt- oder Gesamtheizung scheint mir auch besser als Sammelheizung. Interesse ist in der Tat ein „verfluchtes" Fremdwort; es läßt sich aber meistens doch vermeiden, namentlich wenn man nicht erst unmittelbar vor dem Worte dran denkt.

E. S., B. Ob dieses „Hr." auf unsern gedruckten Adressen sprachlich richtig sei? Falsch wird man es nicht nennen dürfen. Es antwortet doch auf die Frage: Wer erhält diesen Brief? Wer ist der Empfänger? Diese Frage stellt sich wohl weniger der Versender als der Briefträger, aber für den ist ja die Aufschrift eigentlich auch bestimmt. Der Gebrauch stammt wohl von Massensendungen her, bei denen man die Namen der Empfänger nach einem Verzeichnis, wo sie mit „Herr" bezeichnet waren, mechanisch abschrieb. Besser freilich, lebendiger, wärmer ist die Aufschrift Herrn (abgekürzt also Hrn., wenn es sich überhaupt lohnt, da noch abzukürzen). Es kommt doch vor allem drauf an, wer den Namen schreibt und in welchem Sinne er ihn schreibt. Man braucht sich ja der Beziehung nicht immer bewußt zu sein, aber wenn man sich fragt, was man schreiben wolle, so kann die Frage doch nur lauten: Wem schicke ich das? Herrn Soundso (oder mit der gemütlichen altertümlichen Form des Wemfalls, die man ja nicht für eine Mehrzahl halten darf bei aller Verehrung!) Frauen Regula Amrain. Vielleicht ändert unser Geschäftsführer bei Gelegenheit unsere Aufschriften. Unzweifelhaft falsch, geradezu barbarisch ist es aber, wenn man schreibt: „An Herr ...."; nach „an" kann doch nur der Wenfall stehen.

Der Briefkastenonkel bittet um Beschäftigung. Sein Bewußtsein, ein „eminent wichtiger Kulturfaktor" zu sein, ist mächtig gestärkt worden, als er jüngst las, wie sein Berufsgenosse an einem Zürcher Blatte schrieb: „... die Grundsätze, die in einer andern Antwort des heutigen Briefkasten näher besprochen sind". Also auch der Briefkasten gehört zu den Dingen, von denen wir in der Jenner-Nummer gesagt haben, man dürfe sie nicht in den Wesfall setzen. Vielleicht ist's ja nur ein Druckfehler, wahrscheinlich aber nicht, der Briefkasten gehört eben doch zur Zeitung, und was der Zeitung recht ist, das ist dem Briefkasten billig, und natürlich auch dem Onkel. Billigen wir also die Antwort des Onkel des Briefkasten des Tagesanzeiger.

Natürlich ist auch der berühmte Graben zwischen Deutsch und Welsch etwas Ehrwürdiges geworden, an dem kein Schulmeister mehr herumdeklinieren soll. Die Nachricht, eine waadtländische Gemeinde habe unserm General eine Kiste guten Weines geschickt, bringt ein ostschweizerisches Blatt unter dem fettgedruckten Titel (auch die Anführungszeichen stehen dort!): Zur Ausfüllung des „Graben."

Allerlei.

„Session" und „Sitzung"! In einem Bericht der N. Z. Z. über die Bundesversammlung findet sich der Satz: „Der Präsident schließt um 9¾ Uhr Sitzung und Session". Gerade der akademisch Gebildete, der das Wort „Session" als stammlich gleich empfindet mit „Sitzung", wird dadurch gestoßen, während ihm „Sitzung" und „Tagung" sofort verständlich wäre. Der Mann aus dem Volke versteht „Session" wohl überhaupt nicht. „Tagung" hätte auch den Gemütsvorzug, uns durch den Anklang an „Tagsatzung" an unsere ältere Schweizergeschichte zu erinnern, die — zwar nicht der Tagsatzungen wegen — ruhmreicher und darum erfreulicher ist als unser heutiges Erleben. F.

Zum Vorteil der Fremdwörter. Uns Schweizern wird von mehr oder weniger treuen Eckarten empfohlen, die Fremdwörter zu hegen und zu pflegen im Interesse der Verständigung mit unsern welschen Miteidgenossen. Zur Warnung vor diesen wohlgemeinten Ratschlägen möchte ich ein Geschichtlein erzählen aus der Zeit, da ich, „um Bildig z'lehre", mich im Welschland aufhielt:

In dem frommen Pfarrhause, das mich beherbergte, verkehrte eine ehrbare Dame, die sich etwas nachlässig kleidete. In Kenntnis des deutschen Fremdwortes „salopp" verwendete ich es auch im Französischen und sagte: „Madame N. N. est un peu salope". Allgemeines Erröten, Kichern, Schweigen und nachfolgend die Belehrung des Herrn Pfarrers, daß das Wort im Französischen die Bedeutung „dirnenhaft" habe. Bei Mazin finde ich tatsächlich neben der Bedeutung des deutschen Fremdworts („schlampig, schmutzig, unreinlich") auch die Uebersetzung („säuisch, schweinisch, schweinemäßig" und „Vettel"). Die Verwendung des deutschen Fremdwortes in der französischen Ursprache hatte mich also veranlaßt, in aller Unschuld gegenüber einer ehrbaren Frau eine schwere Beschimpfung zu begehen. F.